

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 193.

Dienstag, 20. August.

1929.

(6. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derken-Fünfgeld.

(Nachdruck verboten.)

„Mir nachgereist?“ Aases Gesicht wurde lang. „Ausgeschlossen. Wie und wann sollte sie mir nachgereist sein?“

Krulls Stimme zwitscherte leicht, als er erwiderte: „Einen Tag nach Ihrer Abreise borgte Jungfer Marit fünfzig Kronen bei mir, um zu Ihnen zu fahren, und gab mir dafür Ihre Schmuckkassette in Verwahrung. Ich nahm keinen Anstand.“

Aase stand auf den Füßen. Das Pelzcape flog in eine Ecke, die Haube folgte ihm nach. Was Aase unter dem Cape trug, erschreckte Madame Asmus so fürchterlich, daß sie laut aufschrie. Es war der Glanzzug Jens Kraaks, denn in das Brauseidene der Madame hätte Aase sich viermal wickeln können.

„Die infame Person!“, schrie Aase und stürzte auf den Schreibtisch zu. Sie riß die Lade auf, aber die Lade war leer.

„Mein Geld!“, sagte die schöne Frau Aase tonlos, „es waren viertausend Kronen.“

„Ja, hatten Sie denn nicht abgeschlossen?“, fragte Herr Asmus mit zitternden Lippen.

„Ich schließe nie etwas ab. Auch wollte ich ja an demselben Abend wiederkommen, aber die Umstände verhinderten es. Marit ist durchgebrannt und hat mein Geld mitgenommen.“

„Und ich gab ihr noch fünfzig Kronen“, stammelte Oberkellner Krull bleich. „Den Schmuckkasten ließ sie mir allerdings und das war immerhin noch anständig, sie hätte den auch können mitreißen lassen.“

Zum ersten Mal gab Stenersen Zeichen seiner Exzitanz. Bis jetzt hatte er nur mit größter Aufmerksamkeit unter den halbgeschlossenen Augenlidern hervor die ganze Szene verfolgt.

„So dumm ist unsereins nicht“, sagte er in einem fast unverständlichen Dialekt. „Schmuckstücke können einen verraten.“

Krull warf ihm einen raschen Blick zu und Aase lächelte den Ober an: „Bitte, lieber Herr Oberkellner, geben Sie doch für mich Herrn Stenersen fünfhundert Kronen.“ Der Ober wand sich wie ein Regenwurm.

„Ja — ich weiß nicht, ob ich eine solche Summe — flüssig machen kann.“

„Gnädige Frau haben doch sicher ein Bankkonto“, warf Herr Asmus lauernd ein, „da könnte man ja bis morgen —“

„Ein Bankkonto? Freilich habe ich eins!“, sagte Aase, die Lunte roch, verächtlich. „Ich täte mir leid, wenn viertausend Kronen, die ich mir durch meine Vertrauensseligkeit stehlen ließ, meine einzigen disponiblen Fonds gewesen wären. Aber wie Sie wollen. Wenn Sie die Kleinigkeit nicht auslegen können, geben Sie Herrn Stenersen einfach bis morgen ein Zimmer auf meine Kosten und ich benachrichtige dann in der Frühe die Bank.“

Stenersen grinste, und das sah aus, wie wenn ein verlorener Sonnenstrahl über einen verwitterten Felsen hinstreift. Die Aussicht auf ein wirkliches Abendessen mit Messer und Gabel und womöglich in einer warmen Küche mit einer molligen Köchin darin besetzte ihn auf wunderbare Weise. Er leckte sich die Lippen, wie Raubtiere tun vor der Fütterung. Er sah aus wie das Sinnbild der Gefräßigkeit.

Aber schon hatte Herr Asmus seine Brieftasche hervorgezogen und der schönen Frau, die mit Hundertkronennoten nur so um sich warf, mehrere Scheine in die Hände gezählt.

Mit einem lieben Nicken stopfte Aase das Geld ihrem rettenden Engel in die schwierige, ganz mit roten Haaren bedeckte Tase, deren Daumen allein schon fürchterwundend war.

Krull winkte ihm mit den Augen, das bedeutete: „Raus!“

Der rückte seine Klappe von einem Ohr aufs andere, sagte höflich „vielen Dank“ und segelte aus dem Zimmer, auf den Fersen gefolgt von Krull, der ihn nicht aus den Augen ließ, bis er auf der Straße angekommen war.

Jetzt erst merkte Aase, an sich herunterblickend, in welchem Aufzug sie sich diese ganze Zeit über vor den andern bewegt hatte.

Die aufdringlich deutlichen Augen der Madame Asmus, die ihr Cape und ihre Haube zusammenraffte, trieben ihr das Blut in die Wangen.

„Ach Gott, ich stehe hier ja wohl in Hosen? Es sind die meines verstorbenen Großvaters, aber ich möchte nun doch ein Kleid anziehen und vorher ein Bad nehmen. Wäre wohl das Zimmermädchen so freundlich, mir ein wenig zu helfen?“

„Mein Schatz“, schnob Madame Asmus, „die gnädige Frau hat ihn als Badpapier benutzt. Dürfte ich mir erlauben, ihn mitzunehmen?“

„Aber gewiß dürfen Sie das, meine liebe Frau Asmus“, und Aase wickelte den kleinen venetianischen Spiegel mit dem blinden Glase aus dem königlichen Schatz. „Ich glaube nicht, daß es dem alten Tuch geschadet hat. Ich habe den Spiegel abgestaubt, bevor ich ihn einpackte.“

Frau Asmus trat näher.

„Et, das ist ja ein sehr altes, sehr kostbares Stück. Ein ähnlicher Spiegel hängt im Karitätenkabinett der Kronprinzessin. — Gewiß aus Froggersnäs?“, fragte sie lauernd.

Aase konnte nicht anders, sie mußte der dicken Person mit den gierigen Frogshaugen den Mund wässrig machen.

Ganz Froggersnäs steckt voll von solchen Dingen. Goldene Geräte aus alten Wikingergräbern, Muscheln, die wie das Meer rauschen und wie weißer Atlas schimmern, merkwürdige Gegenstände aus getriebenem Silber und Walfischknochen mit Edelsteinen besetzt. Wahrscheinlich werde ich mich im Frühjahr ganz auf mein Besitztum Froggersnäs zurückziehen und den Winter hier verbringen.“

Herr Asmus griff die Idee freudig auf.

„Gnädige Frau weisen doch gewiß über die Zeit der Hofbälle in der Hauptstadt? Gnädige Frau dürfen doch auf unseren berühmten Schwarz-Weiß-Bällen nicht fehlen — der Hof trifft in Bälde hier ein, um seine drei, vier Monate hier abzulassen — auch haben wir einen Kammerherrn hier im Hause.“

„Schön“, nickte Aase ihm zu. „Aber zunächst möchte ich mich waschen.“

Sie warf einen deutlichen Blick nach der Tür.

Oberkellner Krull versprach das Zimmermädchen zu

schiden und entfernte sich mit dem Ehepaar Asmus, das sein Privatwohnzimmer aufsuchte. Man war doch zum Bersten voll von Eindrücken! Die „Festung Åkershus“ ging zum Angriff über.

„Sie ist mager wie eine Rabe, und ihre Augen flimmerten nur so, wie sie von all den vielen Schönen sprach. Und wie schamlos, in Hosen herumzulaufen! Du aber natürlich machst ihr noch den Hof.“

„Sie ist Hotelgast und da kann ich auf deine persönlichen Antipathien keine Rücksicht nehmen.“

Mitten in diesen Satz plakte die Zimmerjungfer Katharine herein mit dem Jubelruf: „Die Kleider sind auch alle gestohlen! Die Koffer alle leer, bis auf zwei! Und in denen ist nichts als ausgetrunkene Aquavitflaschen, wo doch die gnädige Frau niemals Schnaps trinkt! O Gott, o Gott!“

Man könnte denken, das Grand Hotel stünde in Wildwest oder im dunklen Rußland!“, rief Asmus aufgeregt. „Wird die Dame Anzeige erstatten? Ich lehne jeden Anspruch auf Entschädigung ab. Wir können beweisen, daß ihre Jungfer die Diebin ist.“

Katharine sah ihn erstaunt an.

„Die gnädige Frau sitzt im Bett und lacht. Sie hat nichts anzuziehen und ich soll auf dem Zimmer servieren. Hier ist der Zettel: Hummermayonäse, gebratenes Huhn, ein Kotelett mit Spiegelei, süße Omelette mit eingemachten Rirschen, und etwas Käse — und eine Flasche Champagner.“

Frau Asmus erstarrte vor Lachen.

„Sprich du mit der Köchin, ich habe nicht den Mut dazu — merkst du wohl, daß sie etwas erlebt haben muß, daß sie so über das Essen herfällt?“

„Ja“, triumphierte Katharine, „und die Madame möchten morgen früh, so bald die Läden aufmachen, an Steen und Ström telefonieren. Sie sollen ein paar Damen mit Toiletten schicken. Eine ganze Ausstattung, auch Wäsche. Und ich mußte der Gnädigen ein Nachthemd von mir leihen, wir haben uns halb tot gelacht. Ich habe noch nie etwas so Lustiges erlebt, seit ich diene.“

„Sehr unpassend“, tadelte Frau Asmus, „sie hätte eines der meinigen haben können mit der gestickten Krone und dem Monogramm, das die Wäscherin einmal verwechselt hat. Obwohl es mir nicht paßt, behielt ich es doch, denn besser ist ein Hemd, das verwechselt ist, als gar keins.“

Das Gerücht von dem fabelhaften Menü, das der interessanten Dame auf dem Zimmer serviert wurde, war bis in den Speisesaal gedrungen.

Die Damen, die Frau Solaker noch nicht zu Gesicht bekommen hatten, weil sie erst seit einigen Tagen im Hotel weilten, brannten darauf, ihre Bekanntschaft zu machen.

„Aber es ist nicht sicher, ob man mit ihr verkehren kann.“

„Sie trinkt Champagner im Bett, das tun nur Schauspielerinnen.“

„Wer weiß, ob überhaupt jemals etwas in den Koffern drin war.“

Der Kammerherr hörte alles am Nebentisch mit an. Es belustigte ihn. Im allgemeinen pflegte er sich nicht um seine Mitgäste zu bekümmern. Aber der Name „Frau Solaker“, der immer wiederkehrte, und die Andeutungen pikanter Erlebnisse, welche die Dame gehabt haben sollte, weckten in ihm den Appetit auf einen kleinen Saisonstirt. Vielleicht konnte man sie auch bei Hofe lancieren, wenn ihre Familie eine gute war. Es würde den König amüsieren, der sich in dem ernstesten Christiana viel mehr langweilte, als in dem leichtlebigen Stockholm.

Vorsichtig klopfte der elegante Junggeselle bei Oberkellner Krull auf den Busch, indem er tat, als kenne er die Solakers von Kindesbeinen an. Nur konnte er sich nicht besinnen, ob, wann, wo und wie er dieser Linie begegnet sei. Der Ober küßte seine Fingerspitzen.

„Ein Weib der Rasse“, sagte er, indem er es streng vermied, vertraulich zu erscheinen. „Aber nicht für die Damen, gar nicht. Sie hat so den großen Zug.“

„Hübsch?“, fragte der Kammerherr ohnehin.

„Hübsch ist gar kein Wort für das, was sie eigentlich ist. Auch nicht schön. Einfach verblüffend. Eine Masse

Haar, ganz rot, das leuchtet wie ein Kupferkessel. Sie wechselt alle Augenblicke das Gesicht, je nach ihrer Stimmung. Augen?“

Krull befaß sich auf einen Vergleich, doch der Kammerherr schnitt ihm die Rede ab, indem er eine Briefmarke verlangte. Er bezahlte sie mit drei Kronen.

Höchstwahrscheinlich wird die Dame die Hoffestlichkeiten mitmachen. Auch werden noch mehrere Personen von Stand zu diesem Zweck hier eintreffen. Richten Sie doch einen Extratisch für die Hofgesellschaft ein und decken Sie schon von heute ab für Frau Solaker und mich hier am Fenster.“

Krull notierte den Wunsch auf einem Notizbloss.

„Dieser Tage wird noch ein Kammerjunker hinzukommen, der mit einer Hofdame verlobt ist“, log Herr Roustad weiter, und der Oberkellner verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

Doch dauerte es eine halbe Woche, bis die Neugier der Tafelrunde befriedigt wurde, und der Kammerherr saß vier Mittaglang einem unberührten Gedeck gegenüber. Die regelmäßig wiederkehrende Enttäuschung brachte seine Nerven zu einer gewissen inneren Beziehung zu der schönen Unbekannten. Er fing an, ihr Nichterscheinen als eine persönliche Kränkung aufzufassen. Auch las er in Krulls Mienen ein etwas ironisches Bedauern, das ihn wütend machte. Doch konnte er sich nicht entschließen, den Platz zu wechseln.

Nase war unterdessen damit beschäftigt, sich vom Kopf bis zu Fuß neu auszustatten und ihren Körper zu pflegen nach den Leiden der letzten Tage. Sie machte die seltsame Entdeckung, daß mit den Kleidern, die Mariä ihr gestohlen hatte, auch ihr früheres Selbst verschwunden war. Sie fand sich nicht mehr wieder und das Wort „Lebenszweck“ tauchte auf in ihren Grübeleien. Wenn sie nun in Frognersnäs verhungert wäre — oder im Meer ertrunken — wen hätte ihr Tod ärmer gemacht? Wo hätte ihr Verschwinden eine Lücke hinterlassen? Verdienten Geschöpfe wie sie die Luft, die sie atmete?“

Sie bat Herrn Asmus auf ihr Zimmer und ließ sich die Geschichte ihrer sogenannten Rettung erzählen. Niemand brachte heraus, wer telefoniert hatte. Es blieb ein Geheimnis. Doch die Madame behauptete ihrem Manne gegenüber, daß „diese raffinierte Person“ es wohl genau wisse.

Für diesmal hatte sie so unrecht nicht: Nase ahnte wenigstens, wer der geheimnisvolle Anrufer gewesen sein mußte.

Ohne daß sie es wollte, beschäftigten sich ihre Gedanken viel mit ihm. Die Enge ihrer bisherigen Welt war ihr zum Bewußtsein gekommen. (Fortf. folgt.)

Der Vogelmarkt von Cisano.

Von Thea Reimann.

Wenn in unserem Norden die Schatten länger werden und die Tage kürzer, wenn die Singvögel Abschied nehmen und der Sonne nachziehen, dann ist in eben diesen sonnigen Gefilden die Vogeljaag frei. Dann werden den Arglosen heimtückische Fallen gestellt, Reimruten und feine Schlingen von Rohhaar gelegt und Netze ausgespannt, in die sie sich verfangen. Dann sieht man grobe, grimmig dreinschauende Männer mit dem doppelläufigen Schießbügel auf dem Rücken auf die Jagd gehen, als gälte es, Varen zu erlegen. Drei sage Rotkehlchen, Grasmücken oder Finken in der Tasche, kehren sie zurück.

Um diese Zeit ist zu Cisano, einem kleinen Ort am Gardasee, drunten, wo er flach und schiffbedeckt in die lombardische Ebene ausläuft (keiner der vornehmen weißen Dampfer legt dort an und kein Fremder verirrt sich dahin), um diese Zeit ist zu Cisano der Vogelmarkt, weit berühmt, in allen Orten, bis hinauf ins (ehedem österreichische) Riva, durch groß bedruckte Plakate angekündigt.

Vergangenes Jahr fiel er ins Wasser. Die Regenzeit hatte zu früh eingeleitet. Es war ein trübseliges Fest. Der See in Nebel gehüllt, kein opalblauer Spiegel verhangen. Milchige Bäche rannen über den hügelig gepflasterten Marktplatz. Defekte Dachrinnen ergossen sich plätschernd über kreisendes Weibsvolk.

Quer über den Platz waren bunte Baviergirlanden ge-

spannt. Sie hängen triefend. Darunter: Buden mit Scherzartikeln, Jahrmarktstram und buntem Zuckerwerk, deren Besitzer lachend auf kleinen Rindertrompeten blasen und lärmend ihre zerweichte Pracht anpreisen. Überall Kommen und Gehen. In die Gasthöfe drängt es, sammelt sich, quillt viel feuriger roter Bardolino wird getrunken, noch mehr vergossen. Regenschirme, breitkrempige Filzhüte, schimpfende, schreiende, lachende Menschengesichter... Wo aber sind die Vögel?

In einer Art seitlichem Wurmfortsatz des rechteckigen Marktplatzes, wo die Kirche steht und der See unermüdet in einer sumpfigen Bucht hereinbricht, waren sie gruppiert. In einzelnen Ständen, durch bambus- und schiffgeflochtene Wände getrennt, mit nichts überdacht. Alles war für pralle Sonne berechnet. Hunderte winziger Käfige, neben- und übereinander, standen, nur notdürftig mit Lumpen und Zeitungspapier bedeckt, im unaufhörlichen Regen. Die Vogelsteller daneben. Kräftige, braune Burischen aus den nahen Bergen vom Monte Baldo, von den veronesischen Hängen. „Kommen Sie rüber! Treten Sie näher! Schöne Amfeln gefällig? Schöne Kreuzschnäbel?“ Es war der Jahrmarktsgarçon, und man merkte kaum, daß er auf Italienisch gesprochen wurde.

Finken, Drosseln, Bachstelzen, Rauchschwalben, auch Kanarienvögel (aus eigener Zucht) hockten trübsalig auf ihren Stengeln. Nah klebten die Federn an den schlanken, zarten Vogelleibern. Regungslos saßen sie. Nur der blanke Blick und das zuckende Herz in der kleinen Brust verrietten, daß sie nicht etwa nur ausgestopft waren. Bei Sonnenschein wäre es vielleicht ein einziges Zwischern gewesen. So aber gab es ein trauriges Bild. Rings um die einzelnen Stände hingen Netze, Käfige, Leimruten, Fallen. Angeln, und was dieser tüchtigen Dinge mehr sind. — Millionäre fänden in Cilano ein reiches Betätigungsfeld; sie könnten den ganzen Vogelmarkt aufkaufen und für ihr Geld die gesiederten Geflügel der Freiheit, den Bergen und Wäldern wiedergeben, von denen sie gekommen...

Lange stand ich vor den Nachtigallen. Wer sollte sich wohl eine Nachtigall kaufen, die in der Gefangenschaft ja doch nicht singt? Und wozu werden sie alle überhaupt gekauft? Um im Käfig am Fenster ein Kind zu erfreuen, oder die alte Mutter, die dort Schafswolle spinn und in die Sonne blinzelt? ... Man kauft sie zu praktischerem Zwecke: als Lockvögel. Damit sie andere Vögel herbeilocken, die abends dann lieblich in der Pflanze duften. Teils durch ihren Gesang soll dies geschehen, teils dadurch, daß man sie an bestimmten, zum Vogelfang hergerichteten Stellen am Stride flattern läßt. Zu dieser, der einfacheren Art der Anlockung verwendet man — niemand konnte mir sagen, warum — am liebsten Käuzchen.

Auf hohen Stöcken mit Stoffknäusen saßen sie, vielleicht hundert Käuzchen, in einer Reihe, am See entlang. Je vier oder fünf hockten philosophisch unter einem Schirm (ihre Besitzer standen im Regen daneben) und blickten, nicht endendes Erstaunen in den großen, runden, überwachen Bernstein-Augen mit den Pupillen der Raken, in das unselige Getriebe. Nur ab und zu versuchte eines, zu entfliehen, erhob sich zum Flüge, aber der Strid vereitelte alles. Dann riß es wohl den Stod des anderen um, und mehr als einmal fiel die ganze Reihe zusammen, wie die Bleisoldaten. Angstliches Geflatter, Getreisch. Lustiges Geschimpfe der Vogelhändler. Und wenn die Stöcke wieder aufgestellt waren, ging es weiter. „Kommen Sie rüber! Treten Sie näher!“

Wenn ich schon nicht den ganzen Vogelmarkt aufkaufen und freilassen konnte, sollte es wenigstens ein Käuzchen sein, eines der tief erstaunten, erschreckten. Das Geschäft ging schlecht, und darum erstand ich's billig. Kreischend und hepend ließ es sich im Zuckett bergen. Still und klopfenden Herzens machte es die rumpelige Autobusfahrt in meine Berge.

Ich konnte mich nicht so schnell von ihm trennen, und so blieb es einige Tage bei mir. „Frißt nur rohes Fleisch und trinkt nie“, hatte der Händler gesagt. Es fraß rohes Fleisch, das es sich in kleinen Stücken reihen ließ, in den kurzen, krummen Schnabel nahm und, indem es die Augen zudrückte, plötzlich hinabschlang. Es trank nie. Und schließlich ließ ich es fort. Mit zwei Flügel schlägen war es über die abendliche Weite, im Dämmer des Kussbaumes verschwunden. Fast befiel mich so etwas wie Reue. Eine törichte Sehnsucht nach dem stillen, großzügigen Tiere kam mich an. Der nächste Abend war leer und tot. Ich saß in der Halle, bei offener Tür. Draußen raschelte der Wind in den Eibäumen. Der Wind? Plötzlich waren Flügel schläge im Zimmer. Ein gedämpfter Anschlag an ein Bild oder eine Vitrine. Ich nehme die Kerze, und am gewohnten Platte sitzt — das Käuzchen.

Seither kommt es jeden Abend, fliegt ein und aus. Von ferne schon ruft es, laut und froh. Und nun werde ich wohl niemals verstehen lernen, daß es schrecklich ist, wenn das Käuzchen ruft, daß es Unglück bedeutet, Gefahr und Tod. Mir meldet sich so ein lieber Gast.

Signal „unsicher“!

Von E. van Lidth de Jeude.

Es war außergewöhnlich nett in dem kleinen Badeort an der belgischen Küste, darüber waren sich alle einig. Jeden Vormittag bildeten sich am Strand Gruppen von alten und neuen Bekannten, die einen gingen Tennis spielen oder baden, andere lachten zusammen. Es war wirklich ein geselliges Leben.

Da war zum Beispiel die junge Frau Marais, die immer der Mittelpunkt einer besonders vergnügten Gruppe war. Sie war sehr schön und außerdem eine liebenswürdige Frau und glückliche Mutter zweier reizender Kinder von fünf und sieben Jahren. Ihr Mann schien etwa zwanzig Jahre älter als sie zu sein. Er hatte sehr viel geschäftlich zu tun und hielt sich nur von Samstagmittag bis Sonntagabend bei seiner Familie auf. Er sah recht blaß und überarbeitet aus, besonders wenn man ihn neben all den von der Sonne verbrannten Menschen am Strande sah, und manchmal schien es, als ob er sich genierte, daß er der Mann einer so jungen, schönen und lebenslustigen Frau wie Berthe Marais war.

Er hielt sich immer etwas abseits und sah still dabei, wenn alle andern sich lebhaft unterhielten und Pläne für die folgenden Tage machten.

Berthe Marais war eine liebe Frau, aber trotzdem kann man ruhig annehmen, daß sie ihren Mann in dem Badeort nicht sehr vermied. Sie hatte so viel Zerstreuung! Da war zum Beispiel der junge Ernest Tronchet, der ihr wie ein Schatten folgte und jedem ihrer Winke gehorchte. Sie konnte mit ihm Tennis spielen oder baden oder stundenlang plaudern. Und wenn sie einmal ernster mit einem älteren Mann reden wollte, dann war immer Vicomte d'Arcis zu ihrer Verfügung, ein liebenswürdiger alter Nichtstuer, der so herrlich über das Leben und andere Kleinigkeiten philosophieren konnte. Man wußte nie recht, ob es Ernst oder Scherz war.

Einmal hatte er, als ihn Berthe fragte, ob er Kinder liebe, geantwortet: „Ich liebe Kinder sehr“, um dann mit totersem Gesicht fortzufahren: „Aber ich bin ganz vernarrt in Kinder, die weinen.“ Und als Frau Marais ihn verwundert ansah, hatte Vicomte d'Arcis zur Erklärung hinzugefügt: „Ja, denn dann werden sie vom Kinderfräulein weggebracht.“ Jeder hatte über den witzigen alten Herrn lachen müssen, auch Berthe.

Und ein anderes Mal hatten die Kinder sehr lachen müssen. Berthe jedoch nicht!

Frau Marais unterhielt sich eines Morgens mit dem alten Herrn d'Arcis am Strand, und die Kinder, die mit anderen in der Nähe spielten, gingen an, sich ein wenig zu langweilen. Sie zankten sich, und eins weinte sogar. Da nahm sich Herr d'Arcis ihrer an. „Los Jungs“, ermunterte er sie, „nun wollen wir mal was Nettes spielen. Hier, der kleine Jean ist Verkehrspolizist. So, zieh mal meine weißen Handschuhe an. Diese Striche hier sind die Boulevards, und da sind die Seitenstraßen. Was ist? Weshalb weinst du, Denise? Ach, du bist noch nichts, und willst du kein Automobil sein? Nun, für dich weiß ich was Schönes. Weißt du, was du wirst? Du wirst der Mann mit der roten Fahne beim Postgebäude in Brüssel, den hast du doch schon gesehen? Jedesmal, wenn ein Auto mit Briefen und Paketen aus dem großen Postgebäude herausfährt, stellt er sich auf die Strake und schwenkt die Fahne, und dann weiß jeder: „Nun müssen wir aufpassen, sonst geschieht ein Unglück!“

Die kleine Denise lachte schon wieder, und auch den anderen Kindern machte es viel Spaß, daß der vornehme alte Herr sich mit ihnen abgab. Die Jungs ratterten und tüteten wie richtige Automobile, und Jean hatte die viel zu großen weißen Handschuhe bereits angezogen.

„Gib mir einen Moment die Fahne, Denise“, fuhr der alte Herr munter fort, „ich werde es dir mal vormachen. Sieh, da kommt Herr Tronchet mit großen Schritten an, denn er will schnell hier sein. Aber ich bin mit der Fahne da, denn ich sehe voraus, daß ein Unglück geschehen wird. Und ich winke, ich winke, ich winke, bis er stehen bleibt und mich begriffen hat. Nicht wahr, Tronchet, wir müssen immer aufpassen, daß wir nicht zu weit gehen!“

Wie die Kinder lachen mußten! Sie wälzten sich im Sande vor Vergnügen. Herr d'Arcis war wirklich ein Spasmacher! Und dann das erschrockene Gesicht von Herrn Tronchet!

Herr Ernest Tronchet reiste am folgenden Tage ab. Und die junge, schöne, liebe Frau Berthe Marais dankte nur mit einem Blick ihrer Augen dem alten, klugen Vicomte d'Arcis, als sie ihn das nächstemal am Strande wieder sah.

(Aus dem Holländischen von Lucie Blocher.)



Die Haustochter.

Von Carry Brachvogel.

Anheimelnd klingt der Name „Haustochter“, gemahnt ein wenig an die schweizerische „Saaltöchter“, die sich ebenfalls im fremden Hause für ihren bodenständigen Beruf — das Wirtsfach — vorbereitet, die ihrem Amt nach Kellnerin, ihrer Stellung und ihrem Wesen nach ein Fräulein ist. Neuzugewandte sind „Nam“ und „Art“ der Haustochter; ich entsinne mich wenigstens nicht, vor dem Krieg davon gehört zu haben. Damals gab man wohl Töchter an pair in fremdes Land, um Sprachkenntnisse, vielleicht auch um gesellschaftliche Sitte zu erlernen, aber an pair schloß eben Gewinn für jede Seite aus. Und breite Kreise hätten es damals als durchaus unfein betrachtet, ihre Töchter verdienen zu lassen, oder wenn, dann nur in selbstständigen Berufen, nicht aber in einem fremden hauswirtschaftlichen Betrieb.

Politischer Umsturz und wirtschaftliche Verhältnisse haben, oft zum Schlechten, zuweilen auch zum Guten, eine Revision altüberlieferter Ansichten herbeigeführt. Die „Haustochter“ verdankt ihre Existenz solch einer Revision, einer sehr erfreulichen Revision. Es ist nur zu begrüßen, daß es kein Vorurteil mehr gegen verdienende Frauen gibt, und daß jede arbeitende Hand geachtet wird und ihren Lohn findet, auch dann, wenn sie nicht schwielig, sondern gepflegt ist.

Gar viele Töchter des Mittelstandes, die ehemals sorgenlos im behäbigen Elternhaus leben und des Bräutigams warten durften, sind heute gezwungen, die Eltern tunlichst bald zu entlasten, sind von Herzen froh, wenn sie sich am fremden Tisch satt essen, ein kleines Taschengeld in Empfang nehmen und obendrein sich im Haushalt ausbilden können. So wäre gegen die Neuerung nichts einzuwenden, zudem es eine bekannte Tatsache ist, daß Töchter häufig unter fremder Leitung die Hauswirtschaft rationeller erlernen, als unter mütterlicher, diemeil die besten Hausfrauen nicht immer die besten und geduldigsten Lehrmeisterinnen sind, und Kinder bei Fremden meist besser variieren als daheim. Verhielte es sich anders, würden nicht längst hauswirtschaftliche Fachschulen als dringendes Bedürfnis der Mädchenerziehung empfunden worden sein. Also: die Geburt der Haustochter ist durchaus zu loben, aber —

Ja, es sind mehrere gewichtige „aber“ zur Stelle! Zunächst bestehen vielfach bedenkliche Mißverständnisse über die Obliegenheiten, die man einer Haustochter zumuten kann. Schon das Wort „Haustochter“ sollte bedingen, daß man dem fremden Mädchen nicht Pflichten und Arbeiten aufbürden darf, die man dem eigenen Kinde ersparen würde, und es sollte sich von selbst verstehen, daß man die Haustochter in gar keiner Hinsicht schlechter bezahlt und fester zur Arbeit anspannt, als sich's irgend ein Diensthote gefallen ließe. Jede Arbeit, die von der Hausfrau oder der eigenen Tochter mitverrichtet wird, muß selbstverständlich von der Haustochter mitverrichtet werden; niemals aber darf man ihr neben der Putzfrau, der Wäscherin oder sonst einer Schwerarbeiterin Verrichtungen zumuten, von denen sich die Damen des Hauses zurückhalten. Man wird mir vermutlich jetzt zurufen: „So etwas kommt doch ohnehin nicht vor“, ich weiß aber leider aus Erfahrung, daß es vorgekommen ist und vorkommt.

Glaubt nicht, ihr Zeiteltern, daß das Los der Haustochter schon glänzend ist, weil sie mit euch am Tisch ist und vielleicht mit eurem gleichaltrigen Kinde Besorgungen machen oder irgend einem Vergnügen nachlaufen darf! Im fremden Haus zu sein, sich in Willen und Launen fremder Menschen zu schiden, ist nie leicht. Bedenkt, wie viel Rücksicht ein gutes Dienstmädchen beansprucht, wie sie mit Samthandschuhen angefaßt werden muß, damit sie nicht kündigt, wie bestürzt die ganze Familie ist, wenn die „Perle“ aus bekannten oder unbekannten Gründen „einen Kopf macht“. Ihr werdet einwenden, daß solche Rücksicht eben der Leistung gilt, und daß die Haustochter noch ungelert ist, und also nicht das Recht hat, kundzutun, wenn ihr etwas über die Leber gekrochen ist. Gewiß, solch ein junger Dachs kann einen Puff vertragen und darf auch gegen gelegentliche Strenge nicht aufmucken; aber immerfort muß das Däselein das Gefühl haben: Die Zeiteltern würden es im gleichen Fall der eigenen Tochter nicht anders machen! Sobald dies Gefühl vorhanden ist, schwinden alle „aber“ und wenn die Lehrzeit der Haustochter zu Ende ist, wird der Abschied auf beiden Seiten Bedauern hervorrufen.

Natürlich muß die Haustochter aber auch eine richtige

Zeittöchter sein, nicht etwa eine Prinzessin auf der Erbse, die ins Märchen gehört, aber nicht in unsere Tage. Sie muß bedenken, daß sie so etwas wie ein Lehrling ist und wenn sie auch nicht so behandelt werden soll wie ein Lehrbub aus langvergangenen Tagen, so darf sie doch keine überflüssigen Präensionen machen und sich anstellen, als ob ihr Erscheinen in dem fremden Haus ein Gnadenakt wäre. Denn wenn die Haustochter in ein richtiges Haus mit richtigen Zeiteltern kommt, hat sie allen Grund, froh und dankbar zu sein; solch ein Haus bietet ihr Gelegenheit, zu lernen, ohne Lehrgeld zu zahlen, gestattet ihr, die Eltern zu entlasten und obendrein noch in bescheidenem Maßstab zu verdienen, und dies alles nicht in aufreibendem Existenzkampf, sondern im Kreis guter, vernünftiger Menschen, die keine Ausbeuter sind, sondern dem Grundsatz huldigen: „Do ut des.“

Die Haustochter wird also gut daran tun, Ansprüche und Lebensarten, wie „Das habe ich nie getan“ oder „Dies Essen bin ich nicht gewöhnt“ usw., beiseite zu lassen und sich willig in die neue Hausordnung zu fügen. Willig soll sie auch an jeder Arbeit teilnehmen, die von den weiblichen Familienmitgliedern mitverrichtet wird, energisch aber soll sie sich sträuben, der Schwerarbeiterin gefolgt und gleichgestellt zu werden. Viele Mädchen, und gerade die besten, künden in diesem Punkt durch allzu große Nachgiebigkeit, meinen, sie müßten sich zum Pudel degradieren lassen, der sich nie auflehnt. Diese Taktik ist ebenso falsch wie die Taktik der Präensionen. Haustochter ist nicht identisch mit Salonbame, aber auch nicht mit Hausmagd, — das mögen Zeiteltern und Haustöchter nie vergessen!

Zum Schluß noch eine Gewissenstrage an die vielen Eltern, die heutzutage ihr Kind als Haustochter hinausjenden. Sind sie wirklich alle gezwungen, die blutjunge Tochter ohne fachliche Ausbildung zu lassen? Haben sie bedacht, daß das Kind in dem Jahr oder den Jahren seiner Haustochterschaft nur so weit und in der Art Kenntnisse erwirbt, wie es sie später für den eigenen Haushalt verwerten kann, nun und nimmer aber für einen Brotberuf? Wenn aber die Haustochter nicht zu einem eigenen Hausstand kommt — was dann? Dann hat sie kostbare Zeit verloren, die sie in einer wirtschaftlichen Fachschule auch für spätere, eheliche Tage nützlich hätte anbringen können. Ich weiß wohl, daß die Kosten für eine Fachschule heutzutage für viele Väter ein großes Döfer sind, — aber soll es im Mittelstand werden, wie es von jeher leider in der proletarischen Schicht war, wo man dem Sohn selbstverständlich drei Jahre Lehrzeit zubilligte, während das halbwichsige Mädchen nichts mehr kosten durfte und, sobald es die Schule verlassen hatte, gleich verdienen mußte? Aber die großen Schäden dieser Zweiteinteilung der Erziehung ist schon mit Recht genug geklagt worden — trachten wir, daß die Haustochter nicht auch zur ungelerten Arbeiterin wird, die der Kosten wegen nicht sachgemäß lernen durfte, und daher auch keine vollwertige und befriedigende Lebensleistung bringen kann.

Praktische Winte.

Bei Nasenbluten hilft ein gleichmäßiger Druck mit den Fingern schräg nach oben gegen das Nasenbein. Außerdem sind Watterpfropfen (eventuell blutstillende Watte) in die Nase einzuführen, der Kopf zurückzulegen und ein kalter Umschlag auf den Halswirbel zu machen.

Bei Verbrennungen und Verbrühungen sind sofortige Umschläge mit Kaltwasser (besser noch eine Mischung von Kaltwasser und Weinöl) oder geriebene Kartoffeln zu machen. Umschläge mit kaltem Wasser wirken meist schmerzhaft. Einreiben mit Öl (Weinöl, Rizinusöl, Olivenöl, Brennöl) oder mit Fett (Vaseline, Vaselin, Glycerin oder Butter). Außerdem sind die Brandstellen mit Mehl, doppeltkohlensaurem Natron, Kreide, Talkum, Bor säure oder Salizylsäurepulver zu bestreuen. Die Wunden sind mit Watte und Binde zu bedecken.

Verrenkungen äußern sich durch Formveränderung des Gliedes sowie durch auffällige leichte Beweglichkeit des Gliedes oder durch intensive Schmerzen bei dem geringsten Bewegungsversuch. Die verrenkten Glieder sind bis zur Ankunft des Arztes völlig ruhig zu stellen. Einrenkungsversuche sind zu vermeiden.

Schüttlicher, die sehr praktisch zum Nachpolieren von Stiefeln angewendet werden, wäscht man von Zeit zu Zeit in Seifenwasser, dem etwas Salmiageist und Terpentinöl zugefügt wird, aus. Es ist aus diesem Grunde auch rasch, keine allzu billigen Bürsten zu kaufen.